

Dienst an Spanien : über den Spanier José Ortega y Gasset

Autor(en): **Schüler, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **35 (1955-1956)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schritte erzielen lassen. Die Sympathien für solche Pläne beruhen teilweise leider auf Trugschlüssen: Der Bevölkerungsdruck wird infolge rationeller Methoden keineswegs verhindert, sondern erhöht. Für die Industrie sind aber auch ohne Strukturänderung der Landwirtschaft genügend Arbeitskräfte vorhanden. Eine solche wird lediglich den handwerklich-industriellen Bereich, der den Menschenüberschuß aufnehmen könnte, ebenfalls vorzeitig zum Überlaufen bringen. Schließlich ist auch zu bedenken, daß in Ländern mit genügend Menschen die modernen Produktionsmethoden nicht vom Masseneinsatz von Maschinen abhängig sind. — Die bessere Art, landwirtschaftlichen Fortschritt ohne negative Wirkungen im menschlichen Bereich zu erzielen, ist daher die *genossenschaftliche Förderung selbstän-*

diger Kleinbauern. Echt genossenschaftliche Grundsätze müssen hier zur Anwendung kommen, indem nur diejenigen Funktionen, die über die Grenzen des kleinen Einzelbetriebes oder über die intellektuellen Fähigkeiten des Kleinbauern hinausgehen, auf die Genossenschaft zu übertragen sind, während alles übrige, vor allem die eigentliche Feldarbeit und die Viehhaltung, in der Hand des selbständigen Bauern verbleiben muß. Dabei ist immer zu berücksichtigen, daß in den asiatischen Ländern weder ein hohes Bildungsniveau der ländlichen Bevölkerung noch europäischer Erwerbssinn und Wille zum Fortschritt vorausgesetzt werden können. — Ein Reformplan solcher Art wird in diesem Jahr in einigen Beispieldörfern der pakistanischen Provinz Punjab zum Anlaufen kommen.

DIENST AN SPANIEN

Über den Spanier José Ortega y Gasset

VON ALFRED SCHULER

Nahe der chilenischen Küste sieht Mr. Delano, der Kapitän eines amerikanischen Robbenfängers, ein ziellos dahintreibendes, unbeflaggtes, ein offenbar manövrierunfähiges Schiff, dessen Situation undurchsichtig ist. Der neugierige, gutgläubige Amerikaner, ein hilfsbereiter Mensch, begibt sich an Bord des Frachters, der, genauer besehen, durch einen verwitterten und verschmutzten Helm am Bug als spanisches Schiff kenntlich wird. Der Amerikaner sieht sich von einem Schwarm Neger umringt. Sie zupfen Werg. Sie schleifen Äxte. Es scheint in diesem seltsamen Treiben eine Ordnung zu herrschen, die eigengesetzlich ist. Don Benito Cereno, der Kapitän des spanischen

Frachters, ist in seinem Gebaren noch befremdlicher. Ein Schwarzer, Babo genannt, begleitet mit einer stechenden Aufmerksamkeit jede Regung, jede Geste des melancholischen Kastiliers. Babo könnte eher ein Freund als ein Diener seines Herrn sein, der seinerseits wie eine Marionette agiert. Cereno läßt auf dem Schiff das Regiment augenscheinlich schleifen, so deutet es der amerikanische Besucher; Cereno pendelt zwischen lässiger Gleichgültigkeit und durchgreifender Strenge. Und Mr. Delano wird durch das Verhalten des Kastiliers zu den widersprüchlichsten Vermutungen veranlaßt, er kann sich auf das Schillernde, auf das Zweideutige im Wesen des Spaniers keinen Reim machen. Bis der Amerikaner sich endgültig von dem spanischen Schiff trennt, zu seiner Schaluppe hinunterklettert, und in diesem Augenblick Benito Cereno mit einem kräftigen Sprung sich zu dem Amerikaner in Sicherheit flüchtet und später aussagt, daß er von seiner aufrührerischen Mannschaft wie ein Sklave behandelt, daß er von ihr gezwungen worden war, den freien Kapitän zu mimen. Cereno, der dieser Diktatur entronnen ist, versinkt allerdings in der Freiheit, die er gewählt hat und die ihn aber auch aus seiner persönlichen Situation herausgerissen hat, in einen brütenden Trübsinn, er siecht dahin, sein Elan ist erstorben, bis er hinter Klostermauern endgültig verstummt.

Die Fassade der Situation

Für eine Zeit, in der die natürlichen Mythen ausgelaugt sind, hat *Herman Melville*, der amerikanische Dichter, mit seiner Erzählung «Benito Cereno» eine Figuration geschaffen, an der eine bestimmte Lage schlüssig ablesbar ist. Zumindest die Lage der Intelligenz, der Elite alten Stiles — an dem Schicksal Cerenos, dessen Existenz dem Außenstehenden so wenig eindeutig vorkommen muß, die Lage der Intelligenz, wenn alle künstlichen Ordnungen entfallen sind und das Natürliche gegen den «Kopf» rebelliert, mit Scheinordnungen sich drapiert. Aber auch die Lage Europas, das hier in seinem beharrlichsten Land sich manifestiert, Spanien, das registrierende Gewissen Europas, selbstsicher, gelassen, reglos, alle Neuerungen wie das Naß eines Regenschauers abschüttelnd, hinter dem Schutzwall der Pyrenäen verharrend, seiner Stunde wartend. Der naive Amerikaner kratzt nur die Fassade dieses Schicksals an, er steckt nicht im Räderwerk, durchschaut nicht die wahren Machtverhältnisse, vermag auch nicht den Sog der Tradition zu taxieren, dem sein Schützling schließlich erliegt.

Manchmal möchte man annehmen, daß wir *Ortega y Gasset*, den Spanier, dem die Rolle eines Benito Cereno auf den Leib geschrieben

war, mit den Augen des Mr. Delano wahrgenommen haben. Wir sahen den geistvoll brillierenden Philosophen, wir ergötzten uns an dem hurtigen Essayisten, wir bewunderten ein behendes philosophisches Eichhörnchen, das treffsicher von einem Wissenschaftszweig zum anderen sprang, überall einige Wahrheiten zu ergattern wußte. Wir steckten seine vielen Artigkeiten als bare Münzen ein. Wir lasen einen großen Journalisten, der die Blumigkeit des Spaniers mit der natürlichen Klarheit des Romanen vereinte, der seine europäischen Leser, vor allem die schwerfüßigen Deutschen, mit seiner Leichtigkeit und Eleganz bezauberte. Wir bestaunen seine Methode, die an die Finessen des Banderilleros erinnert, jenes Stierkämpfers, der beherzt in die Mitte der Arena springt, waffenlos den gereizten Stier seitwärts anläuft, um ihm bändergeschmückte Stäbe in den Nacken zu stechen. Kurzum, wir sahen den europäisierten Ortega, den ausschweifenden Spanier, wir sahen ihn zumeist herausgedreht aus seiner eigenen Situation. Wir griffen nach seinen kulturkritischen Diagnosen, die er an seinen Landsleuten abgelesen hatte, die er verschiedentlich zur Übersetzung nicht freigab, um das Übel seiner Heimat nicht gemein zu machen, und übertrugen sie auf andere Patienten, auf hispanisierte Europäer. Ortega reizt dazu, an seinen Thesen, wie in einem Spiegel, das eigene Wesen zu bestimmen, an dem Fremden, dem Chinesenhaften in Ortega, ein Selbst zu profilieren. Und dies alles in Jahrzehnten, in denen Spanien erneut einer traditionalistischen Phase sich zuwendet, unduldsam ist, einer geistigen Autarkie frönt. In Jahrzehnten, in denen sich die ewige Waagschale Spaniens auf die Seite der Hispanisierung senkt. In denen die Fenster der iberischen Halbinsel erneut verriegelt und verhängt werden. In dieser Epoche heimste Ortega die ausländische Bewunderung ein, darin vergleichbar jenen spanischen Menschen, die unter dem Regiment Philipps II., der die katholische Einigung durch eine stickige Isolation erzwingen wollte, listenreich über Europa ausschwärmten und dabei mit einer freimütigen und fruchtbaren Selbstkritik die Zuneigung ihrer Gastgeber gewannen. Es steckt etwas vom Stil der spanischen Kolonisation, von dieser missionarischen Unterwanderung, hinter Ortegas Weltenbahn.

Der stetige Heimkehrer

Ortega ist in den letzten Jahre seines Lebens Schritt um Schritt heimgekehrt. Und es mehren sich die Anzeichen, daß auch andere, die einstmals der gegenwärtigen Madrider Herrschaft eine dauernde Gegnerschaft angekündigt hatten, den Rückmarsch antreten (selbst Picasso stellte kürzlich seine neusten Arbeiten in Barcelona aus).

Daß sich ein momentanes Gleichgewicht zwischen den divergierenden Kräften der spanischen Geschichte, zwischen Europäisierung und Hispanisierung eingespielt hat. Ortega flüchtete aus der Emigration nach Madrid zurück. Er schloß seinen Frieden, den Frieden eines unantastbaren Geistes. Und er ist dann in seinen schwersten Stunden gänzlich heimgekehrt, in den Hort der Kirche und des Regimes, dessen Herrschaft er vor Jahrzehnten vergeblich zu verhindern gesucht hatte.

Dieser Friede wischt die Jahre des politischen Zerwürfnisses nicht aus, er anerkennt nur den «Rückschlag der Gewehrkolben», jene tragikomische Korrektur aller spanischen Aktionen, über die Antonio Machado seinen untergeschobenen Professor «Juan de Mairena» (1936) hellichtig urteilen ließ: «In Spanien pflegt die politische Aktion fortschrittlicher Tendenz schwach zu sein, weil sie der Originalität entbehrt; sie ist reine Nachahmung, die nicht über die Rolle eines bloßen Aufpeitschers der Reaktion hinausgedeiht. Man könnte sagen, nur die reaktionäre Triebfeder funktioniere in unserer gesellschaftlichen Maschine mit einiger Genauigkeit. Politiker, die auf die Zukunft hin herrschen wollen, müssen die Tiefenreaktionen in Rechnung stellen, welche in Spanien auf jeden Oberflächenfortschritt folgen. Unsere sogenannten Linkspolitiker berechnen selten, wenn sie ihre Gewehre mit Zukunftsrhetorik abdrücken, den Rückschlag der Kolben, der, auch wenn es sonderbar scheint, heftiger auszufallen pflegt als der Schuß.»

Ortegas Heimkehr war der konsequente Auslauf seines Lebensprojektils. In der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Werke, in den «Obras» von 1932, findet sich der Schlüssel zu diesem Kompromiß, der keiner war: «Mein Werk und mein Leben sind Dienst an Spanien gewesen. Das ist eine unumstößliche Wahrheit, selbst wenn sich, objektiv gesehen, herausstellen sollte, daß ich nichts genützt hätte.» Dieses Bekenntnis wurde in einem Zeitpunkt abgelegt, als Ortega sich bereits, wenn man seine Generationentheorie, wonach auch die Abfolge geistiger Erfahrungen durch das Lebensalter gesteuert wird, auf ihn selbst anwendet, mit seinem Thesengepäck etabliert und verschant hat. Bei dieser Gelegenheit definierte Ortega sich selbst: «Mein Werk ist seinem Wesen und seiner Erscheinung nach durch die Umstände bedingt. Jede Seite rafft meine innere Existenz zu der Stunde, in der sie geschrieben wurde, und bestimmt die Melodie meines persönlichen Schicksals.» Das ist ein eindeutiger Maßstab, Ortega — der Diener Spaniens. Sein Leben und sein Werk als das jeweilige Integral der spanischen Umwelt, der Lage seiner Heimat. Man muß sich damit abfinden, daß Ortegas Werk den Spaniern zugedacht war, zugedacht wie die Medizin dem Kranken.

Dieses Werk hat einen kurvenreichen Weg zurückgelegt. Vor allem, wenn man an das Heute denkt. An die philosophische Fakultät der Madrider Universität, vor deren Portal unvermittelt die tote Steinwüste der Sierra anbricht, in deren Prachtsgebäude Calvo Serer, der als offiziöse Antwort auf Lain Entralgos «España como problema» ein «España sin problema» dekretierte, den philosophischen Lehrstuhl besetzt hält, von dem aus die schwarze, einlinige Restauration verkündet wird. Heute ist das Orteganische kein vitales Ferment mehr, eine Schule hat sich um Ortega kaum gebildet, und das spanische Schiff steuert einen anderen Kurs. Heute rebelliert die spanische Universitätsjugend am Grabe Ortegas, weil sie sich aus politischen Gründen nicht zu seinen Schülern zählen durfte. «Er wäre der Lehrmeister gewesen, dessen wir bedurft hätten, aber nicht alles ist bereits verloren, denn wir haben seine Bücher, an die wir uns halten können.»

Hat Ortegas Leben, hat sein Werk tatsächlich nichts genützt?

Scharf umrissen wird Ortega erstmals in dem Reisebericht des deutschen Kunsthistorikers Julius Meier-Graefe sichtbar, der 1908 in Madrid mit einem fünfundzwanzigjährigen Philosophen frühstückt, einem Spanier, der exakt zu wissen scheint, was er will, der in Deutschland studiert hat und eine profilierte Meinung über das Gastland heimbrachte: «Gasset, ein junger Madrider Philosoph, war bei uns. Große Anerkennung unserer Organisation, unserer Lehrmittel, unserer Laboratorien. Und die Professoren? frage ich. Er antwortet ausweichend und fängt nochmal an. Unsere Einrichtungen... Man könne gegen den Militarismus sagen, was man wolle, aber so eine Parade sei doch eine wahre Augenfreude. Er sagt wirklich Augenfreude... Er meint, Deutschland schade der Überfluß an ideologischen Momenten. Daher könne es von Frankreich nur Vorteil gewinnen, um das Gefühl für Wirklichkeit zu stärken. Daher sei bei uns die Propaganda für französische Kunst nützlich... Ich frage ihn, was er unter unseren ideologischen Momenten verstehe. Er exemplifiziert mit Wagner und Böcklin... Gasset weiß über unsere sogenannten ideologischen Heroen Bescheid... Gasset gibt sich übrigens keinen Illusionen über Spanien hin, aber ist guter Hoffnung, wie fast alle Intellektuellen des Landes. ‚Wissen Sie‘, antwortet er, ‚es ist alles bei uns Schwindel, unser Stolz, unsere Kultur, aber zum Glück auch das andere, unsere sogenannte Unfreiheit, die Abhängigkeit von den Schwarzen...‘ Gasset meint, er habe viel mit den Priestern zu tun, um Zulaß zu den Chroniken zu erlangen, deren er für seine Studien bedarf. Die Priester wüßten ganz gut, daß seine Studien nicht den Zielen der Kirche dienen. Seiner Universitätsbehörde sei er als Sozialist bekannt, und der Minister werde ihm demnächst einen Lehrstuhl geben» («Spanische Reise», Berlin 1910).

Parallele zu 1945

Das ist die Sprache des Stimmführers der «Generation von 98», einer Gruppe von Intellektuellen, die aus der Katastrophe von 1898, dem Kriege mit den Vereinigten Staaten, der den politischen und ideologischen Zusammenbruch des spanischen Weltreiches ans Tageslicht gebracht hatte, einen Ausweg suchen. Aus einem Geschick, dessen Parallelen zu dem von 1945 unverkennbar sind — Parallelen, die manches von Ortegas Nachkriegsruhm in Deutschland erklären, als man sich dort in einer überdehnten Eschatologie gefiel, die von Ortega auf vielen Vortragsreisen als eine Krise wie viele andere auch gedeutet wurde.

Diese Generation von 98, zu einer Antwort auf eine gemeinsame Fragestellung herausgefordert, sieht sich vor einen Nullpunkt gestellt, sie muß sich in der Krise häuslich einrichten, ohne daran zu zerbrechen, ohne einen barbarischen Kahlschlag zu betreiben. Tradition ist suspekt geworden. Die latenten spanischen Gegensätze brechen mit einer bedrohlichen Schärfe aus. Diese Generation laboriert an dem Selbstverständnis der spanischen Nation herum. Sie muß mit der Vergangenheit ins Reine kommen. Sie muß einen erneuten Einklang finden. Jeder leistet damals seinen Beitrag mit einem Essay über das spanische Wesen, mit Meditationen über Don Quichote. Jeder schlägt Brücken; allen ist ein Hang zu geschichtsphilosophischen Spekulationen zugeboren. Die Vergangenheit wird ohne Sentimentalität abgeklopft. Die einen wollen nicht einmal an Spaniens glanzvollstem Jahrhundert, dem sechzehnten, dem «goldenen», den Glanz erkennen; die anderen spüren der Tradition bis in das Geäst der Volksseele nach.

Trotzdem, das Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg ist faszinierend. Themen, die später aufklingen sollen, werden angeschlagen, Stichworte ausgegeben, die Jahre danach zünden. Ortega setzt sein metaphysisches Axiom hin, dieses «Yo soy yo y mi circunstancia», aus dem er später die These ableitet, daß der Mensch nur in Übereinstimmung mit seiner verfertigten Umwelt, zusammen mit der technischen Welt, sein Wesen vollendet. Jene absolut säkularisierte Geschichtsbetrachtung wird angedeutet, für die sich das geschichtliche Geschehen nicht mehr auf einer konstanten, natürlichen Bühne abspielt, sondern, im Sinne eines totalen Historismus, als permanente Wandlung des gesamten Ensembles der gemachten Umwelt und ihres Autors verstanden wird. Der Mensch als ein durch und durch geschichtliches Wesen, dem Risiko ausgesetzt, an die künstliche Umwelt, die im Idealfall Schutz bietet und sozusagen erweitertes Wesen des Menschen ist, sich zu verlieren, zu entfremden; der entfremdete Mensch als der Massenmensch. Das war damals, vor dem ersten Welt-

krieg, zweifellos von der Hand in den Mund gedacht, das war ein pragmatistischer Streich, zu dem die Generation von 98 durch die sich drängenden Ereignisse gezwungen wurde. Die Moderne, mit ihren Motiven und Figuren richtet eine Art Börse in Madrid und Barcelona ein. Madrid spielt die Generalprobe dieser Moderne durch, zu einer Zeit, als jenseits der Pyrenäen der Schein eine brüchige Wirklichkeit verdecken muß. Nietzsche wird buchstäblich gelesen und geglaubt, Kierkegaard rezipiert. Ortega plädiert für den Modernismus, für die frische Luft von draußen, er schleust mit seiner Zeitschrift «Revista de Occidente», die eines der wenigen großen Journale unseres Jahrhunderts war, den europäischen Geist ins Land. Sein Genie sitzt in den Nüstern, mit denen er das Neue, das Brauchbare, das Nützliche im europäischen Ideenangebot, selbst in den entlegensten Winkeln, wittert. Und Ortega bringt, wie alle seine Mitstreiter, den Essay ins Feld, eine literarische Form, bei der man auf drei Seiten alles sagen will, wie es Josef Hofmiller formuliert hat, und die der Spanier mit seiner grandiosen Gebärde, mit der er immer wieder das Absolute packen will, beherrscht.

Der Essay ist eine experimentierende Form, bei der die aufgestellten Thesen aufs Persönliche reflektiert werden. Der Essay ist die Ausdrucksform des Intellektuellen — der Intellektuelle, der geistige Mensch schlechthin, es ist der Begriff, der einzige, wie uns scheint, mit dem man Ortega umschreiben kann.

Die Legitimität des Intellektuellen

Der Intellektuelle, eine Figur, die nach Nietzsche, nach Kierkegaard sich eingebürgert hat, ist durch ein aktives und wesentliches Verhältnis zum Geist ausgezeichnet. «Man ist ein Intellektueller, für sich selbst, gegen sich selbst, unweigerlich.» Der Intellektuelle ist ein intensivierter Zeitgenosse. Nichts Zeitgenössisches ist ihm fremd, und die Geschichte verwandelt sich ihm in Zeitgenossenschaft. Er ist immer auf dem Auslug. Späht, sichtet, unkt, verkündet. Der Intellektuelle realisiert jene Form der philosophischen Existenz, die im zwanzigsten Jahrhundert, dem ein Stil der Probe, des Versuchs eignet, der sich im Hinblick auf Resultate als eine Uniform charakterisieren läßt, wie ein philosophischer Kritiker gesagt hat, den Platz beherrscht. In einem Jahrhundert, dessen philosophische Arbeit ein verwirrendes Panorama von Systemen, Weltanschauungen, Gesichtspunkten und Motiven bietet, ist der Intellektuelle eine legitime Figur, wenn auch seine Legalität hin und wieder bestritten wird.

Ortega hat über Proust und Picasso, über das sozialisierte Individuum und die moderne Kunst, über Ideen und Glaubensüberzeu-

gungen, über die Jagd und griechische Ontologie, über Hegel und Dilthey, Amerika und die Technik geschrieben. Er engagierte sich dabei, bezog die Position des Zeitgenossen, er problematisierte die Geschichte, sie wurde unter seiner Feder aktuell, denn «aktuell ist dasselbe wie problematisch». Er verwischte die Spuren der Arbeit, die zu seinen Resultaten geführt hatte. Er arbeitete gleichsam in einer Werkstatt, in der es auch Ateliergeheimnisse gab, die man nicht preisgibt.

Ortega griff unterschiedlichste Systemfragmente auf, Schopenhauers Instrumentalcharakter des Intellekts, Hegels Logisierung der Geschichte, die linkshegelianische Anthropologie und Theorie der Selbstentfremdung, Diltheys historische Vernunft, Nietzsches Perspektivismus, Kierkegaards Kategorie des Möglichen in der Geschichte, Elemente des genuinen Pragmatismus. Diese Motive verwandte er für seine Theorie des gegenwärtigen Zeitalters. Er wußte, daß nur dort, wo ein Bewußtsein der Gegenwart erarbeitet ist, die Vergangenheit lebt. Daß in einer verschärften Zivilisationswelt das historische Wissen sozusagen ein unabdingbares Mittel ist, um eine gereifte Zivilisation zu erhalten und fortzusetzen. Die Geschichte ist zu einer Grundwissenschaft geworden. Sie hat den wandelbaren Menschen in einer wandelbaren Umwelt zu etablieren. Die technische Welt erkennt und expliziert jetzt ihre eigene Geschichtlichkeit. Sie verliert dabei etwas von der Starre und Kühle, die allen rationalen und künstlichen Gebilden anhaftet. Sie wird Heimat, einzige Heimat des Menschen.

Ortega hat es erreicht, daß die historische Kontinuität gewahrt blieb. Sein erster Gedanke traf die Krise, sein letzter ein weites historisches Feld, er hatte der Gegenwart fruchtbares Hinterland erobert, den Ewigheitigen ein Gestern, eine Vergangenheit, eine Tradition geschenkt.

Ortega war, wie seine Zeit, dazu verurteilt, kurzfristig zu denken. Er spürte immer den Druck der Situation. In einem Gespräch wehrte der elegante Fechter, mit der spielerisch gehandhabten Zigarettenspitze, mit seiner grollenden Sprachmelodie, eine Frage, die es allzu genau wissen wollte, ab: «Vergessen Sie nicht, daß ich fast nie Zeit hatte. Ich konnte oftmals nicht einmal die Korrekturen meiner Arbeit lesen, ich mußte weiter.» Und dann die methodologische Erläuterung: «Spanien ist anders. Unsere Hörer sind wenig diszipliniert. Unsere Leser unerzogen. Ihre Aufmerksamkeit erlahmt rasch. Man muß sie reizen, um sie anzusprechen.» Ortega dachte situationsgebunden. Und wahrhaftig: Wenn die geistige Lage das Notwendige fordert, dann sind die dicken Bücher ein wenig «unhandlich», dann ist die verfettete Bibliothek vom Übel, dann ist das entäußerte Denken, bei dem der Denker sich nicht mehr in Frage stellt,

die geistige Entfremdung. Dann ist die tüftelnde Perlenfädelei für den Gelehrten, was die Kulturindustrie für den vielgescholtenen Mann von der Straße sein kann.

Ortega hat den entfremdeten Menschen aus allen seinen Verwachsungen herausgeschält. Er selbst führte uns einen Intellektuellen vor Augen, der die Selbstentfremdung des Menschen im Denken aufgehoben hat. Er signalisierte jene Losung, die inzwischen von vielen aufgegriffen worden ist, die, unzeitgemäß, gegen den enthemmten Menschen gerichtet ist und uns eine Chance bietet: Zurück zur Kultur. Zurück zur Zivilisation.

Dieser Don Benito Cereno hat das Schiff nicht verlassen.

MOZARTS JUGENDOPER «LA FINTA SEMPLICE»

im Rahmen der Salzburger Mozart-Festwoche 1956

Am 30. Januar 1956 ging in Salzburg die Mozart-Festwoche zu Ende, die von der Internationalen Stiftung Mozarteum vorbereitet und durchgeführt wurde. War diese Institution als Bewahrerin und Betreuerin Mozartschen Kulturgutes doch vor allem berufen, nicht nur in der ganzen Welt Feiern anlässlich des 200. Geburtstages ihres Genius' anzuregen, sondern auch in Mozarts Geburtsort, der gleichzeitig die Stätte ihres Wirkens ist, diese selbst durchzuführen. Ihre offizielle Betrauung dazu erhielt die Stiftung bereits im Jahre 1953 durch das Bundesministerium für Unterricht.

Rückschauend kann gesagt werden, daß alle Veranstaltungen einen dem großen Ereignis würdigen, ja sogar glänzenden Verlauf in Anwesenheit von Delegationen aus der gesamten kulturliebenden Welt genommen haben, so daß sich das Kuratorium der Internationalen Stiftung Mozarteum veranlaßt sah, auch für das kommende Jahr Vorbereitungen zu treffen, den Geburtstag Mozarts festlich zu begehen.

Musikalische Höhepunkte bildeten die Konzerte der unter Karl Böhm und Carl Schuricht spielenden Wiener Philharmoniker, des von Herbert von Karajan geleiteten «Philharmonia Orchestra of England» sowie der Bamberger Symphoniker unter Joseph Keilberth, neben den Veranstaltungen der Salzburger Orchestervereinigungen («Camerata Academica» unter Bernhard Paumgartner und Mozarteum-Orchester unter Ernst Märzendorfer). Tiefe Eindrücke hinterließen die Solisten: Géza Anda, Wilhelm Backhaus, Irmgard Seefried, Wolfgang Schneiderhan, Carl Seemann, Erik Werba, Rita Streich, Igor Oistrach, Tatjana Nikolajewa, Clara Haskil, Rosl Schmid und das Wiener Oktett.

Von dramatischen Werken wurden der zum Großteil in Salzburg komponierte «Idomeneo» in der Neueinrichtung für Salzburg von Bernhard Paumgartner, unter der musikalischen Leitung Karl Böhms, der Regie Oscar Fritz Schuhs, als Vorstellung der Salzburger Festspiele im Festspielhaus sowie die bisher kaum gespielte Oper des 12jährigen Mozart «La finta semplice» nach Carlo Goldoni,